

LITERATUR,

Pausewang (1928 bis 2020) mal zu ihrer Schockbuchmethode der Friedenserziehung geäußert. In den späten 1980er-Jahren stand die Jugendbuchautorin auf dem Höhepunkt ihres Wirkens und Schaffens. Mit ihrem ebenso rasch zur Schullektüre mutierten Buch „Die Wolke“ fingierte Pausewang 1987 einen Super-GAU

im Atomkraftwerk Grafenrheinfeld, die Flucht vor der tödlichen Strahlung und einen Zusammenbruch der Zivilisation. Abrüstung als großes Thema der Friedensbewegung und die Angst vor der friedlichen Nutzung der Atomkraft wurden zum Mantra der späten Bonner Republik. Und wir, ihre Kinder, schauten eben nicht nur, wie von Florian Illies im Bestseller „Generation Golf“ beschrieben, sorglos „Wetten, dass ..?“. Wir alle hatten auch jene Atomapokalypse-Wette abgeschlossen, zu der uns die Tendenzromane von Gudrun Pausewang quasi im Klassensatz genötigt hatten.

MARC REICHWEIN

CONSTANTIN SCHREIBER

DIE KANDIDATIN

Witterte ein Professor im Ruhestand: „Gerade noch einmal Houellebecqs Soumission gelesen – der Roman wird immer realistischer.“ Kommentierte eine, die sich deutsche Frauen zugeknüpft wünscht: „Das ist ein Roman?“ „Unterwerfung“ (2015) malt sich den Sieg des politischen Islam in Europa aus. Auch größte Franzosentümler merken hier, dass sich das Begehren nach einer Welt, in der (zugeknöpfte) Frauen noch Frauen sind, unterm Halbmond so gut stillen lässt wie unterm Kruzifix. „Die Kandidatin“ (2021) von Constantin Schreiber ist eher eine Variation auf Poppers Toleranzparadox: Um Toleranz zu bewahren, müsse man gegen ihre Feinde intolerant sein. Die geben sich im Roman des „Tageschau“-Sprechers hypertolerant, inkludieren, quotieren, gendern, werden aber aus Hinterhofbethäusern gesteuert. Auf der Strecke bleiben die ohne „Diversitätsmerkmale“. Lobte eine rechte Zeitung, dass hier „die Romanform wie eine Trägerrakete funktioniert, mit der der Autor sein weltanschauliches Anliegen in den öffentlichen Orbit schießt“. Literatur mit großem L lässt sich gegen den Strich lesen. Also bitte auf Groß- und Kleinschreibung achten.

MLADEN GLADIC

THOR KUNKEL

IM GARTEN DER ELOI

Die Eloi im Titel, das sind (altgriechisch, wörtlich) die Gutes Redenden – und eine der beiden posthumanen Menschheitsrassen, die H.G. Wells in seinem Science-Fiction-Klassiker „Die Zeitmaschine“ entworfen hatte. Die Eloi leben privilegiert auf der Erdoberfläche, während die Morlocks verborgen unter der Erde schuften und den Eloi in Wahrheit gefährlich werden. Thor Kunkel projiziert diese Dichotomie mit Hassliebe auf den linksgrünen Zeitgeist von heute, in dem die „Transformation von der Marktwirtschaft zur Meinungswirtschaft“ abgeschlossen ist. In seinem Roman „Im Garten der Eloi“ lebt die Karikatur einer hypermoralischen, klima- und flüchtlingsfreundlichen Grünenwählerfamilie. Der Familienvater heißt „Grünchen“ und arbeitet in einer Werbeagentur namens Ethos Berlin, bis die eigene Tochter auf der Kölner Silvesternacht 2015 vergewaltigt wird und ein Racheplot seinen Lauf nimmt. Figuren haben schreiende statt sprechende Namen. So heißt Grünchens Sohn „Atomfried“ und ein Taxifahrer Malte Morlock. Vegane Grüne sagen in diesem Buch Sätze wie „Dann ist ja alles in pflanzlicher Margarine“. Sobald es zur Abwechslung mal nur halbplakativ wird, füttern Fußnoten den für begriffsstützig gehaltenen Leser. Kunkel hat als Schriftsteller und Werber zwar ein Gespür für verlogene Botschaften seiner Branche(n), doch scheint ihm jegliches Vertrauen in die subtile Kraft von Literatur abhandengekommen. Die Ideologie seines Romans ist garstig identitär, irgendwo zwischen AfD-Flügel-Stammtisch und Rolf Peter Sieferle.

MARC REICHWEIN

Torsten Hoffmann, geboren 1973, ist Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Stuttgart. Er publizierte unter anderem zu Ernst Toller, W.G. Sebald und Rilke. Eines seiner aktuellen Forschungsprojekte analysiert die neue Rechte, „momentan die einzige politische Strömung in Deutschland, die programmatisch mit Literatur arbeitet“, schreibt Hoffmann auf seiner Homepage. Was bedeutet das? Und wie ist politische Literatur heute zu definieren?

VON MLADEN GLADIC UND MARC REICHWEIN

DIE LITERARISCHE WELT: „Keine andere politische Strömung nimmt die Literatur gegenwärtig so ernst wie die Neue Rechte“, haben Sie in einem Fachaufsatz erörtert. Woran machen Sie das fest, und welche Bedeutung hat Literatur für diese Szene?
TORSTEN HOFFMANN: Da muss man differenzieren. Wie man seit Herbst letzten Jahres weiß, spielt Literatur zum Beispiel für den AfD-Bundessprecher Tino Chrupalla keine Rolle. Das sieht im wichtigsten neurechten Thinktank um Götz Kubitschek und Ellen Kositzka anders aus. Dort stellt man sich selbst als Lesebewegung dar und berichtet von der Prägung durch vielseitige, auch literarische Lektüren. Und vor allem betreibt man in den eigenen Medienkanälen Kanonpolitik und reflektiert darüber, wie sich auch unpolitische Literatur für die neurechte Sache nutzen lässt.

Als eine Strategie neurechter Literaturpolitik beschreiben Sie die „metapolitische Kanonisierung“. Was ist damit gemeint?
In Teilen der intellektuellen Rechten, so etwa auch bei der Identitären Bewegung um den Österreicher Martin Sellner, geht man davon aus, dass die westlichen Demokratien noch nicht reif für eine rechte Revolution sind. Deshalb setzt man kurz- und mittelfristig auf Metapolitik, ein Konzept, das der italienische Kommunist Antonio Gramsci geprägt hat. Es zielt darauf, zunächst die kulturelle Deutungshoheit zu bekommen, bevor man dann direkt politisch aktiv wird. Es geht also darum, den Kanon zu verändern, Debatten mitzubestimmen, rechtes Vokabular in den allgemeinen Diskurs einzuschleusen. Deshalb ist die Literaturpolitik kein Nebenschauplatz der Neuen Rechten, sondern zumindest für Kubitscheks Kreis momentan das zentrale Feld.

„An ihren Metaphern sollt ihr sie erkennen“: Wenn wir das Benn-Motto gelten lassen – welche Rhetorik prägt neurechte Literaturpolitik?
Der Erfolg des Antaios-Verlegers, seine hohe Akzeptanz in den oft uneinigen neurechten Kreisen, hat mit seiner rhetorischen Beweglichkeit zu tun – er hat gleich mehrere Rhetoriken im Angebot. Wenn es um Literatur geht, dominieren Gewaltmetaphern. Zum einen kritisch. Etwa dort, wo er ausgerechnet dem jüdischen Holocaustüberlebenden Marcel Reich-Ranicki vorwirft, den von ihm kritisierten Autoren „den Schädel einzuschlagen“. Zum anderen affirmativ, wenn er Literatur als ein „geladenes Gewehr“ bezeichnet, das man erst auf sich und dann auf andere richtet.

Neigt nicht auch die Linke der Idee einer bewaffneten Sprache zu?
„Sprache ist eine Waffe. Haltet sie scharf“, schrieb Tucholsky 1929. Klar – und zu diesen Übernahmen ursprünglich linker Strategien bekennt sich die Neue Rechte ja auch. Gleichzeitig klingen emphatische Kunstkonzepte der literarischen Moderne nach. Auch für

Kafka ist Literatur die Axt für das gefrorene Meer in uns – oder wertlos. Wichtig ist, dass der ehemalige Leutnant Kubitschek in seinen Texten nicht nur metaphorisch von Gewalt spricht, sondern einen „Aufstand für das Eigene“ in Aussicht stellt. Wenn man dafür die wegen rechter Tendenzen aus der Bundeswehr ausgeschlossen Soldaten noch brauche und aufsuchen müsse – nicht heute, aber „übermorgen“ –, klingt das nach mehr als Kulturarbeit am Schreibtisch.

Würden Sie Joseph Vogl zustimmen, dass „ballistische Schnellkommunikation“ zum Kennzeichen für Social Media geworden ist – und dass die klassischen literarischen Gattungen an Relevanz für die politische Meinungsbildung und -artikulation verloren haben?

„Ein Dilemma ist immer produktiv“

Wie wird heute Literaturpolitik gemacht, von rechts und von links? Ein Gespräch über neue literarische Kulturkampfschauplätze



Literarischer Feldforscher: Torsten Hoffmann

Keine Frage, dass „klassische“ Literatur in der gedanklichen und materiellen Produktion viel länger dauert. Aber das muss ja kein Nachteil sein, auch nicht für die politische Relevanz. Twitter verbreitet Meinungen, Literatur prägt Haltungen – mir scheinen in den aufgeheizten Debatten unserer Zeit Haltungen fast wichtiger, weil nachhaltiger zu sein. Insofern sind das einfach unterschiedliche Effekte, die sich aus den unterschiedlichen Formaten ergeben.

„Du musst dein Leben ändern“, dichtete schon Rilke, in „Archaischer Torso Apollos“. Erklären Sie als Rilke-Forscher und Präsident der Rilke-Gesellschaft uns doch bitte: War Rilke Aktivist?
Das Gedicht beschreibt die Urszene einer existenziellen ästhetischen Erfahrung. Der Anblick einer antiken Skulptur führt hier dazu, dass man das eigene Leben aus einer neuen, einer irritierenden Perspektive in den Blick nehmen kann. Und sich ganz grundsätzlich

fragt: Wie will ich leben? Das ist aber kein religiöses oder politisches Erweckungserlebnis – in welche Richtung das eigene Leben geändert werden muss, bleibt offen. Das muss vom Betrachter der Statue und vom Leser des Textes selbst herausgefunden werden. Bei Rilke aktiviert Kunst, gibt aber keine Tendenz vor – das ist in der Tendenzdichtung natürlich anders.

Sie haben sich auch mit Ernst Toller beschäftigt, der für seine Beteiligung an der Münchner Räterepublik 1918 fünf Jahre in Festungshaft kam. Was wäre die heutige Entsprechung zu Tollers Medienstrategie und seiner Art zu schreiben?
Ob Shakespeare Serien schreiben, Kafka Graphic Novels verfassen oder Toller twittern würde – keine Ahnung. Toller

ler in Goethes Faust. Goethe wurde von Heinrich Heine als „Zeitablehnungsgenie“ bezeichnet. Ist die Zeitgebundenheit politischer Literatur ein Grund dafür, dass wir sie als minderwertig ansehen?
Wer ist dieses „wir“? In meinen Augen ist gerade eher solche Literatur in der Defensive, die sich politisch nicht positioniert. Überhaupt müsste man erst einmal klären, was mit „politischer Literatur“ eigentlich gemeint ist – es ist ja durchaus möglich, eine ethische Haltung oder Fragestellung ästhetisch überzeugend rüberzubringen. Schaut man auf zwei der größten Verkaufserfolge des letzten Jahres – Juli Zehs „Über Menschen“ und Eva Menasses „Dunkelblum“ –, würde ich weder von politischer noch von unpolitischer Literatur sprechen. Es sind Mischformen. Und so ist es ja meistens.

1991 wurde in den Feuilletons über Christa Wolfs „Was bleibt“ und das „familiäre Verhältnis“ der Autorin zum (DDR-)Staat diskutiert. Auch heute wieder gibt es Kritik an zu großer Staatsnähe der Künstler und Literaten. Sehen Sie hier Parallelen?
Nein. Wer in der DDR publizieren wollte, war auf irgendeine Form der Kooperation mit dem Staat angewiesen – was Christa Wolf übrigens nicht daran gehindert hat, diesen Staat immer wieder auch zu kritisieren. Das Dilemma der aktuellen Linken ist ein anderes: Was sind radikale Gegenpositionen, wenn die Kulturstatsministerin Managerin von Ton Steine Scherben war? Dazu kommt die pauschale Politik- und Systemkritik von rechter Seite, mit der man meistens auch nicht in einen Topf geworfen werden will. Also: Was tun? Was wir beobachten können, ist eine Irritation, eine noch nicht abgeschlossene Neusortierung. Auch in Bezug darauf, ob Kritik eigentlich der Kern einer politischen Literatur sein muss.

Gibt es eigentlich auch etwas, das man vielleicht eine „Politik der unpolitischen Kunst und Literatur“ nennen könnte?
Jede Art von Kunst kann politisch instrumentalisiert werden – die Amerikaner haben im Kalten Krieg die abstrakte Kunst gefördert, die DDR hat sie verboten. Im Blick auf gegenwärtige Debatten scheint mir besonders wichtig, nicht zu vergessen, dass auch eine vermeintlich unpolitische Kunst indirekt politisch relevant sein kann: Weil sie uns aus der Verwertungslogik und den Routinen unserer – auch politischen – Wahrnehmung für Momente herausholen kann. Das ist der klassische Ansatz der Ästhetik, den ich aber nicht für überholt halte. Was natürlich überhaupt nicht gegen alle möglichen Mischungsverhältnisse von Ethik und Ästhetik spricht.

Als klassischer Gegensatz zur „engagierten Literatur“ gilt gemeinhin die L'art pour l'art. Adorno schrieb: „Jede der beiden Alternativen negiert mit der anderen auch sich selbst“. Gibt es einen Ausweg aus diesem Dilemma?
Na ja, ein Ausweg wäre, dieses etwas reißbrettartige Entweder-oder infrage zu stellen, also die vermeintliche Gegenstellung etwas runterzukochen. Ich habe in letzter Zeit viel Paul Celan und Ingeborg Bachmann gelesen, die beide höchste ethische Ansprüche mit einer geradezu kunstreligiösen Poetik verbinden. In der Praxis geht es also. Überhaupt ist ein Dilemma für die Kunst ja immer produktiv. Schauen wir, was sich daraus machen lässt.

„Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!“ sagt Frosch in Auerbachs Kel-